GERHARD LAUER

Die Poesie beim Wort genommen.
Das ganz unwunderbare Leben des Dichters Gottfried August Bürger

Vorblatt

Publikation

Erstpublikation: 1050 Jahre Göttingen. Streiflichter auf die Göttinger Stadtgeschichte. Hg. von Klaus Grubmüller. Göttingen: Wallstein 2004, S. 78-101.
Neupublikation im Goethezeitportal
Vorlage: Datei des Autors
URL: <http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/buerger/lauer_leben.pdf>
Eingestellt am 23.05.2005.

Autor

Prof. Dr. Gerhard Lauer
Universität Göttingen
Seminar für Deutsche Philologie
Käte-Hamburger-Weg 3
37073 Göttingen
Emailadresse: <gerhard.lauer@phil.uni-goettingen.de>

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben: Gerhard Lauer: Die Poesie beim Wort genommen. Das ganz unwunderbare Leben des Dichters Gottfried August Bürger (23.05.2005). In: Goethezeitportal. URL:
<http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/buerger/lauer_leben.pdf>
(Datum Ihres letzten Besuches).

GERHARD LAUER

Die Poesie beim Wort genommen. Das ganz unwunderbare Leben des Dichters Gottfried August Bürger

Inhalt

I. Wunderbare und unwunderbare Lebensreisen - II. Die neue Poesie und die alte Liebe. Über schöne Unordnungen - III. Ausfahrten der Fantasie

[S. 78] Alle glücklichen Dichter gleichen einander, jeder unglückliche Dichter ist unglücklich auf seine Art. So ist man mit einer Formulierungsvariante Tolstois versucht zu sagen, wenn von jener besonderen Art des Unglücklichseins zu berichten ist, die sich in Göttingen vor mehr als zweieinhalb Jahrhunderten zugetragen hat. Wie wir es auch wenden, das geglückte Leben im Göttingen des 18. Jahrhunderts will nicht herauskommen bei der Geschichte, die hier zu erzählen ist, vielleicht aber etwas über das Glück der Fantasie. Wer sagt, poetisch unglücklich könne man auch im Moskau der Anna Karenina so gut als in Göttingen sein, hat so unrecht nicht. Aber die Geschichte, die hier zu erzählen ist, hat eben eine besondere Art, warum sich Dichtung, Leben und Liebe nicht so zusammen reimen wollen, wie wir das gewohntermaßen meinen. Das hat mit Göttingen im 18. Jahrhundert durchaus zu tun. Zu berichten ist von der ganz unwunderbaren Lebensreise eines Dichters im Göttingen des 18. Jahrhunderts, die fast geglückt wäre, dann von der „schönen Unordnung“, die im 18. Jahrhundert in die Poesie und in die Köpfe gekommen ist, schließlich von den wunderbaren Ausfahrten der Fantasie und ihren Folgen. Die Rede ist von dem Göttinger Kommilitonen, späteren Amtmann zu Gelliehausen, Landwirt auf Appenrode, Extraordinarius der Georgia-Augusta und dabei immer Dichter - Gottfried August Bürger, geboren 1747 im abgelegenen Molmerswende im Ostharz, 1797 kaum 46 Jahre später zu Göttingen verstorben.

I. Wunderbare und unwunderbare Lebensreisen

Das Leben des Gottfried August Bürger hätte eine wunderbare Reise des „Herauflesens“ werden können, wie die Literatursoziologie es nennt, wenn im 18. Jahrhundert die Kinder einfacher Leute durch Bildung - und das hieß schon damals immer zuerst Lesen - aufsteigen konnten. [S. 79] Wer sich im 18. Jahrhundert zu den immer noch wenigen rechnen durfte, die zu Lesen verstanden, eine Lateinschule und gar eine Universität besucht hatten, denen stand die Welt offen, ob dem Hauptmanns-sohn Friedrich Schiller, dem Pfarrerssohn Friedrich Melchior Grimm oder dem Militärmusikersohn Karl Philipp Moritz. Da sind Pastorensöhne darunter, keine Frage.

Und auch Bürger stammte aus einem Pfarrhaus, mehr aber auch nicht. Dass aus dem Pfarrhaus die neuere deutsche Literatur erwachsen sei, verkürzt die Lebensläufe allzusehr, die im 18. Jahrhundert so wunderliche Züge angenommen haben. Der junge Gottfried wäre an der geistigen Enge seines Elternhauses, der Ignoranz seines Vaters und dem Jähzorn seiner Mutter erstickt, hätte ihn nicht sein Großvater mütterlicherseits Jakob Philipp Bauer da herausgeholt, der nicht Pfarrer, sondern Brauherr und Weißbäcker war. Er hat ihn in die Lateinschule zu sich nach Aschersleben genommen, ihn 1760 mit 13 Jahren an das Hallenser Reformpädagogicum der Franckeschen Stiftungen geschickt und dann mit noch nicht 18 Jahren zum Theologiestudium an die Universität Halle, damals eine der führenden Universitäten des Alten Reiches. Hier studieren fast ein Drittel der 3.500 Studenten, die sich damals pro Jahr im gesamten deutschsprachigen Raum immatrikuliert hatten.

Dem jungen Bürger war freilich wie so manchen seiner Generation nicht eben viel an der Theologie gelegen. Er hielt sich an den im Ruf der Leichtfertigkeit stehenden Professor der Philosophie und Beredsamkeit Christian Adolph Klotz, den wir heute vielleicht noch wegen seiner Kontroversen mit Lessing kennen und der dafür berüchtigt war, von Küssen und Trinken nicht nur Gedichte gemacht zu haben. Er war der einzige Hallenser Professor, der es 1771 gewagt hatte, an einem Gastspiel einer Schauspieltruppe teilzunehmen. Gegeben wurde Lessings *Minna von Barnhelm.* Das führte prompt zu einem Theaterverbot. Galt der Knabe Gottfried schon in Aschersleben als ein „durchtriebener Scholar“ (Scherer: *Biographie*, S. 79), dessen Streiche nicht einmal vor der Perücke des Rectors halt machten, dabei freilich so begabt, dass er am Pädagogicum in allen Fächern den oberen Klassen zugewiesen wurde, so hätte er kaum einen besseren Lehrer als Signor Klotz wählen können. Er betrieb Philologie als fröhliche Wissenschaft, und das des Tags wie des Nachts, so dass man sich in Halle über ihn und seine Schüler „wunderbare Dinge zu erzählen“ wusste - wie es in den Annalen heißt (Scherer: *Biographie*, S. 121). Hier war Bürger in seinem Element, hier versuchte er sich an der Eindeutschung des *Pervigilium Veneris,* der *Nachtfeier der Venus,* deren Refrain da so schön wie ein Motto lautet: [S. 80]

> Morgen liebe, was auch immer
> Noch geliebet hat zuvor!
> Was geliebet hat längst und immer,
> Lieb' auch morgen nach wie vor! (Bürger: *Werke*, S. 25 f.)

Und was das Trinken betraf, so verzeichnen die Akten der Hallenser Universität ein unerlaubtes Zusammensein mehrerer Studenten - unter ihnen Bürger - bei „vierzig Kannen vom berühmten Merseburger Bier, zwanzig vom Wettiner, Schinken, Wurst und Torten, die die Tafel füllten. Auch der Punsch, der die Sinne so schnell verwirren kann, durfte nicht fehlen: 20 Flaschen Wein, 10 Flaschen Rack [d.i. Weinbrand]“ (Scherer: *Biographie*, S. 129).

Inzwischen hatte Bürger wie viele seiner Kommilitonen so beträchtliche Schulden aufgehäuft, woraufhin ihn auch sein Großvater nicht mehr kennen wollte. Es war dann der väterliche Freund Klotz, der ihm über den Halberstädter Kanonikus Gleim, den gerühmten Dichter anakreontischer Verse, Unterstützung zukommen ließ. 1767 endlich verteidigte Bürger seine erste größere Arbeit, die dann auch seine erste Publikation werden sollte, eine Abhandlung über das Bürgerkriegsepos *Pharsalia* des Lukian. Der außerordentliche Fleiß, der in den Akten gerühmt wird, galt schon nicht mehr der Theologie, sondern allein der Dichtung. Hier war Bürger in seinem Element.

Es mag wohl einiges zusammengekommen sein, dass Bürger den Wechsel Ostern 1768 an die Georgia-Augusta als Befreiung empfand. Die Göttinger Universität mit ihren knapp 700 Studenten auf 6.000 Einwohner galt als Adelsuniversität, das heißt ihre Sitten waren weniger grobianisch als sonst an deutschen Universitäten üblich. Hier studierte, wer Geld besaß, meist Jura, wie auch Bürger. Man zählte zu den Privilegierten, die erwarten durften, als Funktionselite in den Territorien des Alten Reichs die Ministerien zu besetzen. Bürger war darum nicht zum Philister geworden. Schon daß er in der Roten Straße 28 bei einer ebenso lebensfrohen wie verrufenen Witwe Quartier nahm, sagte seinem Großvater wie dem Mentor Gleim alles. Bürger wäre kein Student gewesen, hätte er nicht die üblichen Verse auf Frau Wirtin oder deren Tochter gemacht: „Wär' ich doch so hold, wie jener / Freund der Liebeskönigin“, dichtet Bürger, „Oder nur ein bißchen schöner, / Als ich Armer jetzo bin!“ (Bürger: *Werke*, S. 38 f). Solcher Liebesschmerz, stets nur selbst der Unerhörte zu sein, gehörte zu den akademischen Konventionen. Der Student Bürger unterschied sich da in nichts von seinen Göttinger Kommilitonen.

Was ihn unterschied, war der Eifer für die Poesie. Gleich nach seiner Ankunft in Göttingen gelang es Bürger in den so angesehenen *Göttin*[S. 81]*gischen Gelehrten Beyträgen* ein erstes Gedicht zu veröffentlichen. Andere Zeitschriften druckten seine Nachdichtungen. Das brachte ihm erste Honorare ein. Er bewarb sich um die Aufnahme in die Leipziger *Deutsche Gesellschaft,* eine gelehrte Vereinigung zur Pflege der deutschen Sprache, eben weil das Deutsche Anfang der 70er Jahre keineswegs selbstverständlich als literaturtauglich galt. Bürger hörte Vorlesungen bei dem Altphilologen und großen Bibliothekar Göttingens Christian Gottlob Heyne, betrieb das Spanische nicht weniger als das Lateinische und oblag nebenher, aber mit großem Ernst seinen juristischen Studien vor allem bei dem weithin berühmten Johann Stephan Pütter. Es gibt kein Zeugnis aus dieser Zeit, das dem Studiosus Bürger nicht außerordentlichen Fleiß bescheinigt hätte. Aber sein Herz, das hing an der Poesie.

Nachdem - aller Bittbriefe ungeachtet - seit 1770 die Unterstützung des Großvaters ausblieb, schrieb Bürger gegen Geld Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten, Taufen und ähnliche Anlässe, übersetzte griechische Romane ins Deutsche, versuchte er sich als Kanzlist oder hoffte durch die Vermittlung des Göttinger Professors August Schlözer, bei dem er inzwischen Unterkunft gefunden hatte, eine Tätigkeit als Buchhändler aufnehmen zu können. Mit seiner Probeschrift *Etwas über die deutsche*

Übersetzung des Homer hatte er die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf sich gezogen. Wieland oder auch Goethe waren überzeugt, Bürger habe das Zeug, ein berühmter Dichter zu werden, und Gleim stornierte ihm seine Schulden, weil er sicher war, Bürger werde bald schon ein reicher und geachteter Mann der gelehrten Welt sein. Anlass dazu gaben auch die Veröffentlichungen in dem *Göttinger Musenalmanach,* die zwischen 1770 und 1774 von Bürgers Freund Heinrich Christian Boie herausgegeben wurden und so beliebt waren, dass sich die Raubdrucker in der führenden deutschen Verlagsstadt der Zeit, eben Leipzig, auf ihren Nachdruck verlegt hatten.

So war Bürger glücklich und unterschied sich in seinem Glück nicht sonderlich von dem seiner Kommilitonen. Die Welt schien ihm offen zu stehen, ja Bürger wurde 1775 nach nicht unerheblichen Querelen Herausgeber des *Göttinger Musenalmanachs* für nicht weniger als 500 Taler im Jahr. So etwas übertraf sein Jahreseinkommen als Jurist spielend. Mit den Freunden, von denen viele dem Göttinger Hain angehörten, las er den Shakespeare und die englische Volksdichtung, wie sie durch Thomas Percys Sammlung *Reliques of Ancient English Poetry* gerade populär geworden war. Unter Freunden trug man die eigenen Gedichte vor, verbesserte sich gegenseitig und sammelte die gelungenen Stücke. Die Poesie versprach alles Glück und alle Freiheit. Das Ölportrait Tischbeins aus dem [S. 82] Jahr 1771 zeigt denn auch ganz den Kavalier Bürger, in den die gelehrte Welt so viele Hoffnungen setzte (Abb. 1).

Das Glück dauerte nicht lange. 1772 hatte Bürger sein Studium in Göttingen abgeschlossen und war in den Brotberuf gewechselt. Durch Vermittlung seines Freundes Boie war er unter einigen Schwierigkeiten auf eine Stelle als Amtmann der Gerichtshalterstelle zu Alten-Gleichen mit Sitz in Gelliehausen bei Göttingen gekommen. Das hätte zu einer der üblichen Karrieren für die besten Köpfe des Jahrhunderts werden können und nimmt sich neben dem Elend der Hofmeisterei geradezu milde aus, das für so viele deutsche Dichter - ob Lenz, Jung-Stilling oder Hölderlin - das Los vieler Jahre war. Den zeitüblichen Lebensläufen hätte es entsprochen, hätte Bürger von nun an die Poesie zum Spiel der Nebenstunden gemacht. Auch im 18. Jahrhundert hörten Männer meist mit Eintritt ins Berufsleben mit der Poesie auf. Nicht aber Bürger: „Mein Gericht hat 6 Dörfer und begreift Ober- und Untergerichtsbarkeit im weitläufigsten Verstande“, schreibt Bürger im September 1772 kurz nach Amtsantritt an seinen Mentor Gleim.

> Meine Einkünfte kann ich etwa bis ins fünfte Hundert rechnen. Ich wohne hier in Gelliehausen gerade unter den alten Gleichen zwischen Göttingen und Duderstadt, ohnstreitig in der angenehmsten Gegend auf zwanzig Meilen in der Runde. Von den Menschen um und neben mir, außer von etwa zwei oder drei edlen Seelen, läßt sich nicht viel Rühmliches sagen. Dieses wäre nun ohngefähr das Gute von meiner itzigen Lage. Das Schlimme, mein Allerliebster, ist wahrlich - auch sehr schlimm. - Alte aufgesummte Arbeit genug, und beinahe allzu viel! -Totale Unordnung, wo ich den Blick hinwende. Seite vielen Jahren unbefriedigte Sollizitanten [d.s. Bittsteller], die mich wie Mücken umschwärmen! - Eine Familie von Gerichtsherrn, die aus 7 Stimmen und Teilhabern an dem Gericht besteht, wovon jeder sein eigenes Interesse hat, welchen insgesamt es der

> hiesige Beamte nie recht machen kann, wo also der Fehde und des Kujonierens von einer oder der anderen Seite nie ein Ende sein wird! - Verwilderte Untertanen etc. etc. etc.! Das ist mein Los geliebter Freund! das ist mein Los! Ich weiß nicht, ob ich es lange ertragen kann […]. Mein kleines poetisches Talent, wenn daran etwas gelegen ist, verwelkt bei meiner jetzigen Lage fast völlig […]. Ich habe, seitdem ich hier bin, nichts, schlechterdings nichts, als neulich in einigen glücklichen Stunden, einen Lobgesang gemacht, den ich mit einschließen will. Mein Homer, mein armer Homer! liegt da bestaubt! - Hier kann ich ihn mit keiner Zeile fortsetzen. Meine anderstells projektierten, teils angefangenen und halb [S. 83] vollendeten Opera, die herrlichen Opera! Sie liegen zertrümmert unter andern altem Papier in einem großen Kasten, auf dem Boden unterm Dache. (Häntzschel: *Bürger*, S. 11 f.)

Den Homer, jene Übersetzung der *Ilias* und *Odyssee*, von der sich Bürger wie seine Leser soviel versprachen, sollte er nie abschließen. Der Konflikt zwischen Brotberuf und Poetenamt schien Bürger unauflösbar zu sein. Die drückenden Gerichtshalterpflichten, der beständige Mangel an Geld [S. 84] und immer wieder die erfahrenen Unfreiheiten gehörten bald schon zum Grundbaß seines Lebens. Sie kehren in den Selbstbeschreibungen und Briefen obstinat wieder. Alle Versuche, sich durch Lotteriespiel oder die Pacht eines Gutes oder durch die Einrichtung einer Druckerei aus der eigenen Lage zu befreien, vermehrten am Ende nur die Schulden. Früh trug sich Bürger daher mit Auswanderungsplänen und träumte vom idyllischen Landleben in England, von Reisen durch die freie Schweiz. 1778 schrieb er an den Freund Boie:

> Unbeschreiblich wollüstig hat sich meine Phantasie an den Gemälden der reizenden Schweizergegenden gelabt, und mir deucht, ich werde nicht eher wieder gesund, als bis mich das günstige Schicksal dorthin führt. Dürft' ich hernach nur nie in diesem umnebelten mit erbärmlichen Rauchhütten und knietiefem Morast umgebenen Winkel zurückkehren! Es ist entsetzlich hier an Geist und Leib so verkümmern zu müssen. (Häntzschel, *Bürger*, S.13)

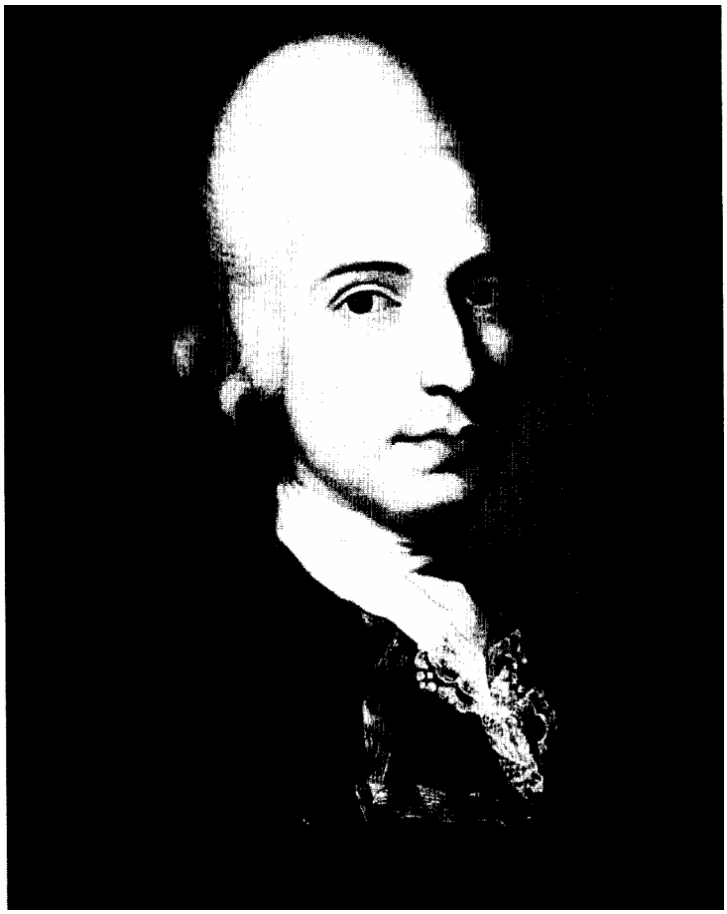

Abb.1: Johann Heinrich Tischbein d.Ä., *Gottfried Bürger*,
Ölportrait 1771

Rauchhütten und knietiefer Morast, die Geist und Leib verkümmern ließen, waren in diesem Jahrhundert keine bloßen Metaphern, sondern spiegeln die Lebenswirklichkeit in Göttingen so gut als in Weimar. Die deutschen Territorien kannten keine republikanischen Freiheiten und kaum die Poesie, dafür die unbefestigten Straßen allerorten. Bürger aber lag an der Freiheit und der Poesie. Das hing damals eng zusammen.

An Fantasien und Plänen zur Selbstbefreiung hat es Bürger nicht gemangelt, ob er hoffte, die Leitung eines zu gründenden Theaters in Hannover übernehmen zu können, an einem kleinen Residenzhof als Hofrat reüssieren zu können, Professor in Preßburg zu werden oder wenigstens eine bessere Amtmannstelle erlangen zu können. Goethe, der Bürgers Plan zu einer Homerübersetzung begeistert begrüßt hatte, war gleichwohl skeptisch, ob Bürger nach so vielen unproduktiven Jahren der Mann sei, der sich aus seinem Elend selbst wie seine Figur Münchhausen ziehen könne: „Tüchtige Kinder dieser eingeschränkten Erde“, so lässt Goethe am 20. Februar 1782 Bürger wissen, „denen im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod schmecken kann, sind allein gebaut, sich darinn leidlich zu befinden, und nach ihren Fähigkeiten und Tugenden das

Gute und Ordentliche zu wirken“ (Bürger: *Briefe*, III, S. 70 bzw. *Goethes Werke*, Bd. 5, Nr. 1411). Tatsächlich war Bürger weder besonders fleißig, eine „faule Bestie“ (Scherer: *Biographie*, S. 169) hat er sich selbst nicht ohne Übertreibung genannt - noch besonders geschickt im Umgang mit den Großen seiner Welt, wiewohl ein tüchtiger Jurist, der zwar eine Kindermörderin vor dem Schwert zu retten vermochte, aber mit all seiner [S. 85] Arbeit nichts zu verdienen wusste. Der Pastor von Gelliehausen klagte denn auch wiederholt über den Amtmann Bürger:

> Niemals ist die Polizei [d.h. die öffentliche Ordnung] so schlecht in unserm Gericht gewesen, als bei diesem Mann. Keine Völlerei, Dieberei, kein Saufen und Schwelgen wird bestraft, er selbst hat keine Furcht und keinen Respekt. (Scherer: *Biographie*, S. 171)

Vieles davon sind zeitspezifische Problemlagen. So viele der talentierten Köpfe dieses 18. Jahrhunderts hofften auf ein Leben als freier Schriftsteller und sahen sich mit einer ganz anderen Realität konfrontiert. Weder einem Klopstock noch einem Schiller sollte die Freiheit, nur Dichter sein zu dürfen, so gelingen, wie sie es sich erhofft hatten. Bei Bürger kam freilich noch etwas hinzu, was seine Art unglücklich zu sein ausgemacht hat. Gemeint ist die Liebe, die dem Amtmann wie später dem Göttinger Extraordinarius nicht gelingen wollte.

Und das fing so an: Bürger war bei einem Kollegen auf dessen Amtshof Niedeck im Lande Göttingen, wie es damals hieß, vorstellig geworden und hatte sich bald in eine der Töchter verliebt, Dorothea Marianne, liebevoll Dorette genannt. 1774 heirateten sie, wohl nicht zuletzt weil Dorette schon im dritten Monat schwanger war. Aber da hatte Bürger sein Herz schon einer anderen als Dorette geschenkt, ausgerechnet deren 16jähriger Schwester Auguste, der Molly seiner erotischen Gedichte. Nach kurzer Zeit erwiderte diese seine Liebe.

> Wie brünstig ich dich im Geist umfange, läßt sich mit Worten nicht beschreiben. Es ist ein Aufruhr aller Lebens-Geister in mir, der, wenn er sich bisweilen legt, mich in solcher Ermattung an Leib und Seele zurückläßt, daß ich schier den letzten Odem zu ziehen meine. Oft möchte ich in der finstersten Sturm- und Regenvollsten Mitternacht aufspringen, dir zueilen, mich in dein Bette, in deine Arme, kurz in das ganze Meer der Wonne stürzen und - sterben. (Sauer: „Briefwechsel“, S. 426 f.)

Schließlich wurde die Leidenschaft so mächtig, daß Dorette, um ihren Mann nicht zu verlieren, in eine Ménage a trois einwilligte. Auguste zog bei ihnen ein und gebar Bürger 1782 einen Sohn. Diese Ehe zu dritt, die Bürger mit aller Leidenschaft und aller Hingabe verteidigte, entsprach nun vollends nicht mehr der Vorstellung eines bürgerlichen Beamtenlebens auf dem Lande. Das Gespött sollte Bürger bis zu seinem Tod begleiten. Damit nicht genug. Zwei Jahre später, im Jahr 1784 starb [S. 86] Dorette, gerade 28jährig, an den Folgen der Geburt des dritten Kindes. Ein Jahr später heiratete Bürger seine Molly. Es hätte Glück werden können, was jetzt begann. Aber kaum ein

halbes Jahr später starb auch sie an den Folgen einer weiteren Geburt. Bürger war wieder allein und glücklos.

Schon länger hatte er sich an die Universität Göttingen beworben. 1784 hatte sie ihn dank der Förderung durch Heyne, Kästner und auch durch Lichtenberg zum Magister ernannt, damals ein Titel, der zum unentgeltlichen Abhalten von Vorlesungen berechtigte. Bürger las über Ästhetik, Stilistik, deutsche Sprache und Philosophie, seine Themen also, freilich nur als Propädeutika für Hörer aller Fakultäten. Die Erfolge waren auch hier eher bescheiden: 1787 die Auszeichnung mit dem Doktortitel, 1789 dann die Ernennung zum Extraordinarius, das aber immer nur finanziert durch kleine Hörergelder. Unter den Professoren hatte er kaum Freunde außer dem Philosophen Lichtenberg und seinem Verleger Johann Christian Dieterich. Bürgers Mutlosigkeit in diesen Jahren bezeichnet es, dass er sich das Buch, das wir heute mit seinem Namen so selbstverständlich verbinden, den *Münchhausen*, damals nicht unter seinem Namen zu veröffentlichen getraute.

Aber auch damit nicht genug. 1789 schien sich das Blatt noch einmal zu wenden, als in der Stuttgarter Wochenschrift *Der Beobachter* ein anonymes Gedicht erschien, überschrieben „An den Dichter Bürger“. Es war nicht weniger als die Liebeserklärung einer unbekannten Frau:

> Denn kämen tausend Freier her
> Und trügen Säcke Goldes schwer
> Und Bürger zeigte sich
> So gäb ich sittsam ihm die Hand
> Und tauschte mit dem Vaterland
> Geliebter dich!
>
> Drum kömmt Dir´mal das Freien ein,
> So laß´s ein Schwabenmädchen sein
> Und wähle immer mich! (Bürger: *Werke*, S. 1242)

So voll der Liebe und Poesie hatte man schon lange nicht mehr an ihn, den Dichter Bürger geschrieben. Bürger, dem das Gedicht zugespielt wurde, konnte bald die Adresse der Verfasserin ausfindig machen, erhielt schließlich ein Portrait der unbekannten Schönen, schickt ihr sein Bild (Abb. 2) und legte ihr wortreich sein ganzes Herz dar. Ohne die Antwort abzuwarten, reiste er nach Stuttgart und gewann die Unbekannte Elise [S. 87] Hahn zur Ehefrau. Dabei hatte sie ihm in ihrem Antwortschreiben, das Bürger nicht mehr abgewartet hatte, einen Korb gegeben. Und auch Bürgers Freunde rieten ihm von der Heirat mehr als einmal ab. Aber Bürger schien das Glück zwingen zu wollen, heiratete und kehrte mit seiner dritten Frau zurück nach Göttingen. Schon in den ersten Wochen der Ehe mußte er feststellen, daß ihn seine Angebetete betrog, wann immer er an der Universität seine Kollegien abhielt oder sich sonst eine Gelegenheit [S. 88] ergab. Bürger war so vollends zum Gespött der Göttinger Gesellschaft und der Göttinger Studenten geworden. Aber hatte er nicht sein ganzes Herz in seinen Briefen und seinen Gedichten ausgeschrieben, hatte er nicht Proben von

der Herzensgüte seiner Elise in ihren Gedichten gefunden? Alles das schien ein unglückliches Missverständnis zu sein. Verbittert und verzweifelt suchte Bürger Unterstützung und fand sie kaum. Zwei Jahre nach der Trauung wurde 1792 Bürgers dritte Ehe geschieden. Elise Hahn machte Karriere als Schauspielerin, Bürger wurde krank, konnte bald keine Kollegien mehr geben. Am 8. Juni 1794 stirbt der Dichter Gottfried August Bürger, der die Poesie so sehr beim Wort genommen hatte, daß ihm darüber sein Leben nicht glücken wollte.

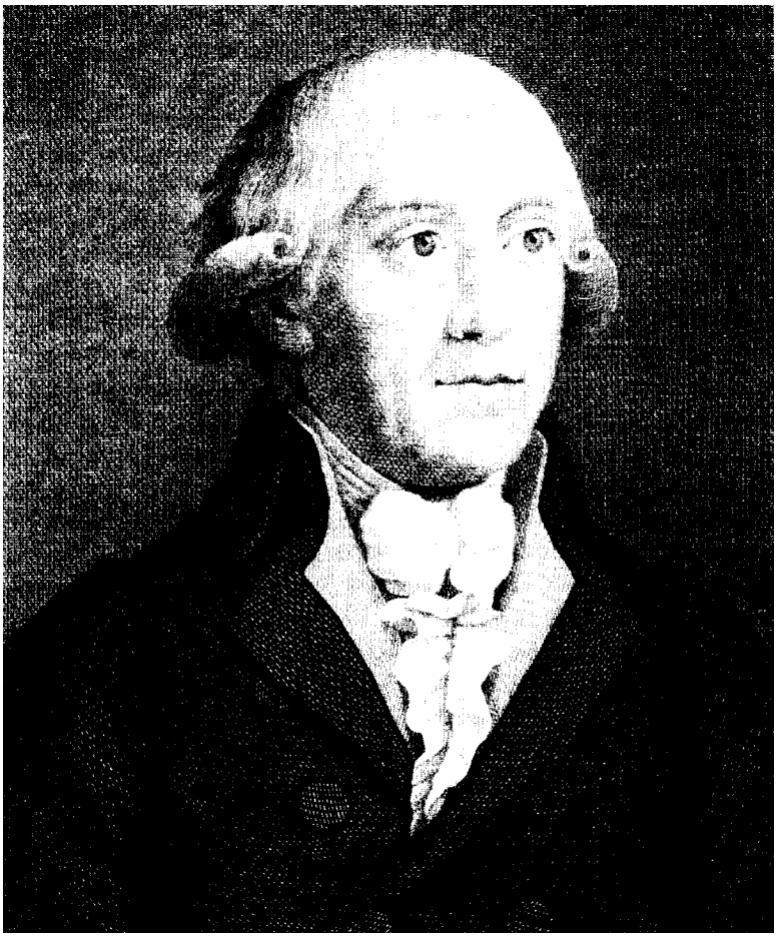

Abb. 2: Johann Dominikus Fiorillo, *Gottfried August Bürger*, Stahlstich nach einem Aquarell von 1789

II. Die neue Poesie und die alte Liebe.
Über schöne Unordnungen

Gemeinhin ist man sich sicher, die Unterscheidung zwischen Leben und Fantasie hinlänglich genau ziehen zu können. Bürger wollte das nicht so gelingen, um daraus sein Glück zu machen. Und das hat seinen Grund in einer Besonderheit des 18. Jahrhunderts. Um es überspitzt zu sagen, entsteht die Poesie in Deutschland erst in diesem Jahrhundert und das mit Folgen. Nicht dass nicht andere Jahrhunderte keine Gedichte auf ihre Schönen gemacht, keine dicken Romane über Helden geschrieben hätten. Das nicht. Was im 18. Jahrhundert entsteht, ist ein neuer Kollektivsingular, eben der der Poesie. Poesie, das ist im 18. Jahrhundert mehr als nur die Addition von Gattungen. Die alte Gattungspoetik verstand unter Poeterey keineswegs all das, was wir heute darunter zählen. Schon gar nicht zählte sie den Roman dazu. Überhaupt gehörte es zur rhetorischen Tradition, jede Gattung für sich zu beurteilen, Vorbilder der Alten zu benennen und Normen des Gelingens zu definieren, nicht Normen des Poetischen selbst. Wenn Opitz 1624 von der deutschen Poeterey spricht, dann meint er eine Sammlung von Gattungen, die nach der `inventio´, der Erfindung und damit vor allem nach ihrem Gegenstand unterschieden waren, geordnet nach dem Rang ihrer Figuren und Helden. Die Gattungen wurden auch nicht nach den uns heute geläufigen drei Gattungen - der epischen, lyrischen und dramatischen - unterschieden. Es gab sehr viel mehr, und eben auch Fragen, ob denn die Oper eine eigene Gattung der Poeterey sei und wie sie sich etwa zur Kantate verhalte und dergleichen mehr. All das änderte sich im 18. Jahrhundert. Erst in diesem Jahrhundert sollte sich die Poeterey zur Poesie wandeln und das lyrische Gedicht zum Inbegriff der Poesie werden. [S. 89]

Ein emphatisches Verständnis von Dichtung, wie es uns heute noch geläufig ist, beginnt im 18. Jahrhundert der Poesie anzuhaften. Schon im Ausgang der dreißiger Jahre mehrten sich die Stimmen, denen Poesie „entzückend und wunderthätig, wie eine Zauberinn“ war, so schrieb es Johann Jakob Breitinger in seiner *Critischen Abhandlung von der Natur den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse.* „Sie übertreffe die Malerei“, fährt Breitinger fort, weil sie nicht auf bloße Naturnachahmung aus sei. Sie „machet, wie die Magie, die uncörperlichen Dinge sichtbar, sie giebet den Todten das Leben, und machet den Sinnen begreifflich, was der Verstand sonst, ob er gleich in sich selbst hinein gekehret ist, nicht ohne tiefes Nachdencken erreichen kann“ (Breitinger: *Abhandlung*, S. 112). Poesie weiß daher zu sagen, was keine noch so gelehrte andere Wissenschaft zu sagen weiß. Das Ziel dieser neuen Poesie ist kein geringes als die „allsinn'ge Entwicklung des Menschen“, wie es Georg Friedrich Meier, einer der Begründer der Ästhetik in Deutschland, in seiner *Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst* 1747/48 formuliert hat (Meier: *Beurthellung*, S. 4). Er folgt damit nur der Losung Alexander Popes, die man als Überschrift über das ganze 18. Jahrhundert setzen könnte: „The proper study of mankind is man“ (Alexander Pope: *Essay on man*,

1732/33, Epistle II, V.2). Anders gesagt: Die Erfindung der modernen Poesie geht einher mit der Entdeckung des ganzen Menschen. Das ist das Thema aller Wissenschaften dieses Jahrhunderts, ob der Theologie oder der Anatomie oder der entstehenden Erfahrungsseelenkunde, dem Vorläufer der modernen Psychologie. Aber keine andere Wissenschaft vermag wie die Poesie den ganzen Menschen auszudrücken. Wie ist das möglich?

Die Gründe liegen in der „schönen Unordnung“ der Poesie. Mit „schöner Unordnung“ hatte Johann Adolf Schlegel eine Formulierung von Charles Batteux eingedeutscht, seine Rede von der „beau désordre“, die die Poesie auszeichne (Batteux, *Grundsatz*, S. 118 ff.). Gemeint war damit die Fähigkeit der Poesie, selbst den verborgenen Regungen des menschlichen Herzens folgen zu können und zwar so, dass man durch die Poesie in die dargestellten Empfindungen hineingerissen wird. Und da das menschliche Herz für seine Sprünge und Umschwünge, seine leidenschaftlichen Eskapaden und seine Unbeständigkeit bekannt war, sollte die Poesie nicht weniger ungeordnet eben den Sprüngen und Unbeständigkeiten nachfolgen. Das war ihre ureigene Aufgabe von nun an. Jetzt sollten nicht mehr die Seelenschmerzen antiker Könige, mittelalterlicher Märtyrer oder hoher Standespersonen interessieren, die sich doch nur fern von den wirklichen Herzensabenteuern der Menschen abspielen. Gegenstand der Poesie sollten nun die nicht-repräsentativen, die privaten und intimen Empfindungen unabhängig von jedem Stande sein. Die [S. 90] Standeshöhe eines Helden sagt nichts, aber alles sein Herz. Und ein Herz, das hatte jeder.

Natürlich konnte nichts die Herzensschrift mehr zum Fließen bringen als die Liebe. Denn hier ließen sich die Empfindungen in ihrer ganzen Volubilität, ihren Exzessen und Unbeständigkeiten beobachten. Abbild dieser Herzenssprünge war die Lyrik. „Die lyrische Poesie“, so schreibt der französische Ästhetiker Charles Batteux, „ist ganz den Gefühlen gewidmet; das ist ihr Gegenstand, ihr wesentliches Objekt“ (Batteux: *Grundsatz*, S. 160). Diese neue Auffassung von der Aufgabe der Poesie war lange Zeit so neu, dass man nicht recht wusste, wie man die Aufgabe der Poesie positiv zu beschreiben hatte. Die ästhetischen Traktate eines Moses Mendelssohn etwa wissen um die Jahrhundertmitte vielfach nur negativ zu sagen, was Poesie eigentlich sei, so rästelhaft anders schien sie zu sein. Das - wie man es aus dem Französischen formulierte – „je ne scay quoy, qu’ on peut beaucoup mieux sentir, que dire“ (Boileau-Despréaux: *Œvres complètes*, S. 1), dieses gewisse Ich-weiß-nicht-was, das man eher zu spüren glaubte als zu sagen wußte, das war nun Aufgabe der Poesie. Poesie war damit keine Ars, keine Kunstfertigkeit mehr, zu der man hätte Regeln angeben können. Kunst sollte ästhetisch werden, hörte damit auf primär rhetorisch reguliert zu sein:

> Es ist eine von den vornehmsten Pflichten, die wir gegen unsere Seele zu beobachten haben, daß wir alle unsere sinnlichen Kräfte der Seele ausbessern müssen,

schreibt Georg Friedrich Meier in seinen *Anfangsgründen aller schönen Wissenschaften* von 1754.

> Nun ist es aber eine elende Moral, welche uns zwar sagt, was wir thun sollen, nicht aber wie wir dasselbe bewerkstelligen können. Wenn also die philosophische Sittenlehre vollständig seyn sol, so muss man wissen, wie man den sinnlichen Theil der Seele verbessern soll, dieses aber lehrt uns die Aesthetick. (Meier: *Anfangsgründe*, S. 30)

Also hatte jede Kunst ästhetisch zu werden, statt eine Ars zu sein, hatte sie den ganzen Menschen - oder wie man damals meist formulierte - sein Herz auszuloten, ja mehr noch: Die Poesie war jetzt wahr, genau dann und nur dann, wenn sie wahre Empfindungen des Herzens zur Darstellung brachte. Die Poesie war daher beim Wort zu nehmen. Ein Gedicht sprach jetzt Wahrheiten aus, die mit dem antiken Gegensatz von Möglichkeit und Wirklichkeit nicht mehr beschrieben werden konnten. Sie redete ja von der Wahrheit des Herzens. Und damit zurück zu Bürger. [S. 91]

III. Ausfahrten der Fantasie

Bürger hat nicht aus Herzensverzweiflung zu dichten begonnen, sondern aus Mode. Die Poesie beim Wort zu nehmen, sie als Ausdruck der je eigenen Herzensempfindung zu pflegen, hat Bürger erst gelernt. Denn Gedichte zu machen war auch für Bürger anfangs eine Konvention, wie sie unter den Studenten und Stutzern, gelegentlich den Mamsells und Offiziersgattinnen geübt wurde, mehr zunächst nicht. Heute nennen wir diese Poesie nicht ohne abschätzigen Ton „anakreontisch“. Das ist eine Welt, in der Gedichte nicht originell und Dichter keine Genies sein mußten. Gedichte waren nichts grundsätzlich anderes als selbstgemalte Rosenbänder, Porzellantassen oder Portraitbilder, ein Zeichen von Herz zu Herz. Literatur war hier gesellig, diente der Versicherung der Freundschaft über alle Stände hinweg. Ungelehrte Frauen, Juden, wenn sie nur Gedichte lasen oder schrieben, zählten nun zu den Mitgliedern der geselligen Zirkel. Gedichte zu machen, bedurfte hier keines Genies, sondern der Gelegenheit eines tugendhaften Herzens. Das gibt dieser Lyrik einen einfachen und zufälligen, dabei immer bewusst konventionellen Ton, der die immer gleichen Motivkreise von Liebe, Wein und Freundschaft ausschreibt und die immer gleichen Phyllisen und Agathen besingt.

Charakteristisch ist aber nun für Bürger, dass er sich sehr früh von dieser geselligen, amikalen Poesie löste und etwas in seine Gedichte hereinzubringen trachtete, was nicht konventionell sein wollte, nicht topisch oder nur Variation sein mochte. Gegenstand des Gedichtes sollte das eigene „Erleben“ sein. Das gelingt Bürger zunächst nicht, so dass er seinen Gedichten erklärende Briefe beilegen muss, die immer wieder beteuern, er habe wirklich jene Schöne so zufällig in der Natur angetroffen, wie es im Gedicht steht. Dem Gedicht konnte man das nicht ansehen. Es hat der Übung an

Minneliedern des Mittelalters wie vor allem an der lateinischen, französischen und englischen Dichtung gekostet, bis Bürger einen betont individualisierten Ton des lyrischen Ausdrucks gefunden hat, etwas, was von dem Selbstverständnis der anakreontischen Anfänge gerade nicht vorgesehen war, etwa das *Winterlied* von 1772, geschrieben im ersten Amtsjahr in Gelliehausen:

> Der Winter hat mit kalter Hand
> Die Pappel abgelaubt,
> Und hat das grüne Maigewand
> Der armen Flur geraubt;
> Hat Blümchen, blau und rot und weiß,
> Begraben unter Schnee und Eis. [S. 92]
>
> Doch, liebe Blümchen, hoffet nicht
> Von mir ein Sterbelied.
> Ich weiß ein holdes Angesicht,
> Worauf ihr alle blüht.
> Blau ist des Augensternes Rund,
> Die Stirne weiß, und rot der Mund.
>
> Was kümmert mich die Nachtigall,
> Im aufgeblühten Hain?
> Mein Liebchen trillert hundertmal
> So süß und silberrein;
> Ihr Atem ist, wie Frühlingsluft,
> Erfüllt mit Hyazinthenduft.
>
> Voll für den Mund, und würzereich,
> Und allerfrischend ist,
> Der purpurroten Erdbeer' gleich,
> Der Kuß, den sie mir küßt. -
> O Mai, was frag' ich viel nach dir?
> Der Frühling lebt und webt in ihr. (Bürger: *Werke*, S. 59 f.)

Man muß kein zeitgenössischer Rezensent sein, um sofort zu hören, daß der Ton ein anderer geworden ist als in seinen frühen Gedichten. In den *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* des selben Jahres, wo man sich viel, nach Meinung anderer zuviel auf sein neues - wir nennen es später Sturm-und-Drang - Selbstverständnis eingebildet hat, heißt es denn auch:

> Das *Minnelied von Herrn* Bürger ist besserer Zeiten wert, und wenn er mehr solche glücklichen Stunden hat, sich dahin zurück zu zaubern, so sehen wir diese Bemühungen als eines der kräftigsten Fermente an, unsere empfindsamen Dichterlinge mit ihrem goldpapiernen Amors und Grazien, und ihrem Elysium der Wohltätigkeit und Menschenliebe vergessen zu machen. (Häntzschel: *Bürger*, S. 50)

Bürger hatte damit einen neuen und nun auch eigenen Ton gefunden, der sich einem Verständnis von Poesie verschrieben hatte, das sich der vergesellschaftenden Funktion

der auf Tugend und Freundschaft ausruhenden Poesie, wie sie die empfindsamen Kreise um Gleim und Ramler pflegten, immer mehr entzog. Stattdessen sollte Poesie Ausdruck des eigenen - oder für eigen gehaltenen - Erlebens sein. Lyrik war nicht mehr gesellig authentifiziert, sondern betonte das je Individuelle der [S. 93] eigenen Erfahrungen. Damit war dem angehenden Amtmann Bürger aber genau jene Lösung verbaut, die dem empfindsamen Autor möglich gewesen wäre: die Poesie als Gelegenheit der freien Nebenstunden zu betreiben, in den Hauptstunden dem Amt Genüge zu tun. Wer solche Strophen schreibt, wie die folgende aus der Elegie mit dem Untertitel *Als Molly* [also die geliebte Auguste] *sich losreißen wollte* von 1776:

> Denn wie soll, wie kann ich's zähmen,
> Dieses hochempörte Herz?
> Wie den letzten Trost ihm nehmen,
> Auszuschreien seinen Schmerz?
> Schreien, aus muß ich ihn schreien!
> Herr, mein Gott, du wirst es mir,
> Du auch, Molly, wirst verzeihen!
> Denn zu schrecklich tobt es hier.
> (Bürger: *Werke*, S. 105 ff.)

... wer solches schreibt, wird für keinen Dienst auf Erden taugen. Er will beim Wort genommen werden, gerade und nur im Gedicht. Ja, was das eigene Erleben wirklich war, das wusste nur das Gedicht zu sagen. Gedicht und Erleben werden austauschbar und oft genug ununterscheidbar. All das hat Bürger gelernt und sich damit zugleich aus den Konventionen, auch den gesellig-freundschaftlichen seiner Zeit verabschiedet. Die Vereinsamung des unglücklichen Amtmanns Bürger war daher ein selbstinduzierter poetischer Effekt. Bürger galt immer mehr allein das Gedicht als der Ort, wo er von sich und seiner ganz ungesellschaftlichen Liebe reden konnte. In der Poesie ließ sich das sagen, was weder in Gelliehausen noch in Göttingen zu sagen war. Die Poesie so ganz beim Wort zu nehmen, wie es ihn die aufkommende moderne Poesie gelehrt hat, das hat Bürger früh ortlos gemacht und aus der Gesellschaft herausgelöst. Wer er war oder sein wollte, das sagten ihm seine Gedichte, nicht sein Stand als Amtmann oder Göttinger Extraordinarius, sagten ihm die Verse und nicht die gesellschaftlichen Konventionen und lokalen Traditionen. Bürger war daher nicht aus Gelegenheit unglücklich, sondern aus Methode. Seine Methode, das war die Poesie. Wer daher so wie Bürger die Poesie und das Leben engführte, musste die Gedichte eines Schwabenmädchens für bare Münze nehmen und glauben, man müsse nur sein Herz niederschreiben, dann käme die Liebe ins Haus.

Man nennt einen solchen Entwurf des eigenen Selbst durch Ausschließung aus der Gesellschaft etwas abstrakter formuliert „Exklusionsindividualität“ und unterscheidet sie von einer „Inklusionsindividualität“. Während „Inklusions-individualität“ Selbstentwürfe meint, die durch die Zugehörigkeit zu einem Stand, einem Amt oder einem Herkommen [S. 94] definiert sind, bezeichnet „Exklusions-

individualität“ das umgekehrte Selbstverständnis. Wer man ist, weiß ein Dichter wie Bürger gerade aus dem, was ihn aus den gesellschaftlichen und sozialen Ordnungen ausschließt, die Poesie und die Liebe. Dass er auch Amtmann ist, ist ihm nur eine Last, nichts, aus dem er sein Selbstverständnis ableiten würde. Dazu kommt eine politische Unduldsamkeit, zumal in seinen politischen Gedichten gegen die Tyrannis der Fürsten und die Indolenz des Adels:

> Der Bauer - an seinen Durchlauchtigen Tyrannen
>
> Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu
> Zerrollen mich dein Wagenrad,
> Zerschlagen darf dein Roß?
>
> Wer bist du, Fürst, daß in mein Fleisch
> Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläut
> Darf Klau und Rachen hau'n?
>
> Wer bist du, daß, durch Saat und Frost,
> Das Hurra deiner Jagd mich treibt,
> Entatmet, wie das Wild? - [...].
> (Bürger: *Werke*, S. 73)

Die deutschen Territorien gaben in diesen Jahrzehnten vor der Französischen Revolution nur selten jenen Köpfen den Raum, die sich so unbedingt auf Liebe und Poesie beriefen. Das wohl auch deshalb, weil man auf Augenhöhe der Zeitgenossen mit gutem Grund wahrgenommen hat, dass derjenige, der so poetisch redet, nicht nur in den Einhegungen der Literatur verbleibt. Kein Zufall, dass Bürger wie seine Kommilitonen Boie, Miller oder Overbeck Mitglieder der beiden Göttinger Freimaurerlogen waren, Boie wie auch Bürgers Portraitist Johann Dominik Florillo in der Loge *Augusta zu den drei Flammen*, einer Loge der strikten Observanz, Bürger, Miller und Overbeck dagegen in der jüngeren Loge *Zum goldenen Zirkel*. Bürger war hier 18 Jahre lang Mitglied, bald nach seinem Eintritt 1775 auch Geselle und seit 1777 auch Meister. Bezeichnend für Bürgers Selbstverständnis, dass er hier statt einer Rede sein *Lied vom braven Manne* vorgetragen hat. Die Ballade erzählt von einem einfachen Bauersmann, der im Sturm anstatt des Grafen eine arme Zöllner-Familie errettet und den Lohn des Grafen für seine Rettungstat bewusst ablehnt:

> [...] ‚Mein Leben ist für Gold nicht feil.
> Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt. [S. 95]
> Dem Zöllner werd' eur Gold zu Teil,
> Der Hab' und Gut verloren hat!’
> So rief er, mit herzlichem Biederton,
> Und wandte den Rücken und ging davon. -
>
> Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
> Wie Orgelton und Glockenklang!
> Wer solches Muts sich rühmen kann,

Den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
Unsterblich zu preisen den braven Mann.
(Bürger: *Werke,* S. 2,14 ff.)

Die pathetische Erhebung des einfachen Mannes ist die Leistung des *Liedes*. Wer vom Menschen jenseits der Stände reden will, der tut dies in den Worten der Poesie. Nur sie verleiht dem ganzen Menschen Ausdruck jenseits aller Stände und damit aller Unfreiheiten seiner Zeit.

Solche Poesie gab es in den 70er und 80er Jahren nicht einfach, sie musste erst erfunden werden und war das Resultat dauernder Arbeit an der Poesie. Für sein berühmtestes Werk, die *Leonoren-Ballade,* hatte Bürger ein gutes halbes Jahr Arbeit aufgewendet, Herder gelesen, den neuen Götz seines Korrespondenzpartners Goethe studiert, natürlich Shakespeare, die Romanzen Gleims und die Balladen Percys exzerpiert. Von den Engländern inspiriert, hat Bürger der deutschen Literatur einen neuen Ausdrucksraum erschlossen: die Schauerromantik. Das war in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts geradezu eine europäische Mode, die man damals als *gothic revival* bezeichnet hat. Horace Walpole *The Castle of Otranto* feierte 1764 weithin sichtbar den sentimentalischen „terror“ (noch nicht den „horror“), der schon den Gegensatz von kirchlicher Religiosität und heidnischem Schrecken ausspielt wie dann auch in Bürgers Ballade. Walpole wollte die alte Romanze beleben, berief sich auf Shakespeare und baute auf seinem Besitz in Strawberry Hill eines der ersten neugotischen Schlösser, die dann noch lange im 19. Jahrhundert in Mode blieben. Tatsächlich hatte die englische Tradition selbst wiederum Vorbilder, und zwar im Französischen etwa bei Baculard d'Arnaud oder Madame de Tencin. Das alles konnte Bürger voraussetzen. Aber es in der deutschen Sprache umzusetzen, war für die Ballade in Deutschland so außerordentlich wie es der Götz für das Drama war. Die Poesie sollte von hier aus verwirrend neuen Gefühlen Ausdruck verleihen, Gefühlen, die von keiner vernünftigen gesellschaftlichen Ordnung mehr zu regulieren waren. Die Helden des Schauers waren dann allesamt Figuren ohne Gesellschaft und in unsinnigen Leidenschaften befangen. Bürger mussten sie von seiner Lebensgeschichte her vertraut gewesen sein. [S. 96] Als Regieanweisung zur rechten Lektüre der *Ballade* hatte Bürger seinem Freund Boie geraten: „Wenn Sie solche unsern Göttingischen Freunden zum ersten mal vorlesen, so borgen Sie einen Todtenkopf von einem Mediciner, setzen solchen bei einer trüben Lampe, und dann lesen Sie“ (Scherer: *Biographie,* S. 189):

[…] ‚O Mutter! Was ist Seligkeit?
O Mutter! Was ist Hölle?
Bei ihm, bei ihm ist Seligkeit,
Und ohne Wilhelm Hölle! –
Lisch aus, mein Licht, auf ewig aus!
Stirb hin, stirb hin in Nacht und Graus!
Ohn ihn mag ich auf Erden,
Mag dort nicht selig werden.’ - - -

So wütete Verzweifelung
Ihr in Gehirn und Adern.
Sie fuhr mit Gottes Vorsehung
Vermessen fort zu hadern;
Zerschlug den Busen und zerrang
Die Hand, bis Sonnenuntergang,
Bis auf am Himmelsbogen
Die goldnen Sterne zogen,

Und außen, horch! ging's trapp trapp trapp,
Als wie von Rosseshufen;
Und klirrend stieg ein Reiter ab,
An des Geländers Stufen;
Und horch! und horch! den Pfortenring
Ganz lose, leise klinglingling!
Dann kamen durch die Pforte
Vernehmlich diese Worte:

‚Holla, Holla! Tu auf mein Kind!
Schläfst, Liebchen, oder wachst du?
Wie bist du gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?' –
‚Ach, Wilhelm, du? - So spät bei Nacht?
Geweinet hab' ich und gewacht;
Ach, großes Leid erlitten! Wo kommst du hergeritten?' – [S. 97]

‚Wir satteln nur um Mitternacht.
Weit ritt ich her von Böhmen.
Ich habe spät mich aufgemacht,
Und will dich mit mir nehmen.' –
‚Ach, Wilhelm, erst herein geschwind!
Den Hagedorn durchsaust der Wind,
Herein, in meinen Armen,
Herzliebster, zu er-warmen!'-

‚Laß sausen durch den Hagedorn,
Laß sausen, Kind, laß sausen!
Der Rappe scharrt; es klirrt der Sporn.
Ich darf allhier nicht hausen.
Komm, schürze, spring' und schwinge dich,
Auf meinen Rappen hinter mich!
Muß heut noch hundert Meilen
Mit dir in's Brautbett' eilen.'
[...] (Bürger: *Werke*, S. 178 ff.)

Daniel Chodowiecki hat diesen Moment des Schauers, den Bürger anvisiert hat, in Stichen und Aquarellen wiederholt zur Vorlage gewählt (Abb. 4) und damit dem bildlichen Ausdruck verliehen, was Bürgers Leser über die Jahrhunderte fasziniert und seine Ballade zu einem epochalen Werk gemacht hat.

Auch hinter dieser Ballade steht das neue Grundverständnis von Poesie, das diese beim Wort nehmen will. Poesie, so hat es Bürger schon früh in seinen *Gedanken über die Beschaffenheit einer deutschen Übersetzung des Homer* formuliert, solle

„volkstümlich“ sein, keine Lektüre für die wenigen Gebildeten und Kunstkenner. Poesie wie die Übersetzung des Ilias solle

> […] bei dem Leser um ein großes die Illusion befördern, in welcher dieser vergißt, daß das, was er lieset, Übersetzung sei, und in den süßen Wahn gerät, daß Homer ein alter Deutscher gewesen und seine Iliade deutsche gesungen habe. (Bürger: *Werke*, S. 612 f.)

Mit Jamben, die dem deutschen Sprachduktus viel näher sind als die klassizistischen Hexameter eines Voß, mit Neologismen und Klangmalerei, vor allem aber mit Sujets, die man sich im Volk erzählt, soll ein überwältigender süßer Wahn inszeniert werden, der sich an keine akademischen Konventionen zu halten hatte. [S. 98]

> Alle Bildnerei, die einem oder allen dieser Sinne empfänglich, mit Leidenschaft belebt dargestellt wird, ist reine, echte Poesie, die vom Anbeginne der Welt galt, und bis an’s Ende gelten wird. Und diese sollte nicht für das Volk, nur für wenige Pfefferkrämer sein? Ha! Als ob nicht alle Menschen - Menschen wären. Als ob die Natur sie nicht überall mit Werkzeugen sinnlicher Empfänglichkeit begabt hätte,

schreibt Bürger in seiner Abhandlung über die *Popularität der Poesie*, die wohl um 1777/78 verfasst sein dürfte. „Alle Menschen haben fünf Sinne, haben Einbildungsvermögen und Leidenschaften“ (Bürger: *Werke*, S. 728). Poesie erreicht die Menschen ohne Unterschiede, weil sie zu ihren Sinnen und ihrer Einbildungskraft unmittelbar redet. Sie redet vom eigentlichen Leben, so dass Verwechslungen zwischen Leben und Poesie immer näher lagen.

Die Überzeugung gilt auch für Bürgers zweites, bis heute populär gebliebenes Werk, den *Münchhausen.* In der zweiten Auflage verteidigt er da seine *Wunderbare Reisen zu Wasser und Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchbausen wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt:*

> Es ist wahr, so ein Büchlein wie dieses ist weder ein Systema, noch ein Tractatus, noch Commentarius, noch Synopsis, noch Compendium, und es hat keine einzige von allen Klassen unserer vornehmen Akademien und Sozietäten der Wissenschaften daran Anteil. Allein dessen ungeachtet kann es in mancher Rücksicht sehr heilsam und dienlich sein. (Bürger: *Werke*, S. 498)

Auch wenn Bürger für seinen Münchhausen vieles nicht selbst erfunden, sondern eine englische Vorlage benutzt hat, die selbst eine Motivkompilation der schwankhaften Literatur seit Lukian ist, so nimmt auch dort der Held die fantastischsten Dinge beim Wort, nur ist er dabei anders als der Dichter immer der Sieger, etwa wenn Münchhausen keinen Funken schlagenden Stein mehr für sein Gewehr hat, um die Kugel abzufeuern

und dafür die Funken nutzt, die entstehen, wenn man sich nur kräftig auf das eigene Auge haut:

> Ich riß also die Pfanne auf, legte mein Gewehr gegen das wilde Geflügel an, und ballte die Faust gegen eins von meinen Augen. Von einem derben Schlage flogen wieder Funken genug heraus, der Schuß ging los, und ich traf fünf Paar Enten, vier Rothälse, und ein Paar Wasserhühner. Gegenwart des Geistes ist die Seele mannhafter Taten. (Bürger: *Werke*, S. 506) [S. 99]

Abb. 3: Daniel Chodowiecki, *Leonore*, Aquarell 1784

Bürger war nicht der Sieger wie sein Held Münchhausen. Dass Bürger sich selbst nicht aus dem Morast zu ziehen vermochte, obgleich ihn seine Balladen wie sein *Münchhausen* populär gemacht und man ihn zu „unser[m] Volksdichter“ (Bürger: *Werke*, S. 730) ernannt hat, hat mit einer Richtungsentscheidung der deutschen Literaturgeschichte zu tun. Gemeint ist Schillers vernichtende Kritik auf Bürgers *Leonoren-Ballade* von 1791: *Über Bürgers Gedichte*. In ihr verpflichtet Schiller die Kunst auf das hohe Ideal einer nicht mehr illusionsbildenden, sondern idealisierenden Kunst, die Kunst und Leben trennt. Poesie solle die Sinne veredeln, nicht ihnen entsprechen. Kunst solle die hohe, ja erhabene Einbildungskraft bilden, nicht der Einbildungskraft folgen. Das verwarf alle Grundsätze von Bürgers Werk. Statt Ausdruck der unmittelbar gefühlten Leidenschaft, die den Geist mit sich riss, sollte es nun das Amt der Literatur sein, dem Geist die Selbsttätigkeit wiederzurückzugeben, seine mögliche Freiheit ins Spiel zu heben und ihn so zu veredeln. Das aber hieß, dass Schiller konsequenterweise auch Bürger Vermischung von leidenschaftlichem Leben und leidenschaftlicher Poesie angreifen mußte. Bürger selbst sei nicht der freie Geist, so urteilt Schiller, der überhaupt beanspruchen durfte, an der ästhetischen Erziehung des Menschen mitzuwirken. Wer die Leidenschaften von Poesie und Leben so ineinander wirbelte, war kein Dichter, sondern ein Verführer. Das sollte den Dichter Bürger treffen und hat Bürger um seinen Erfolg gebracht.

Für jemanden, der die Poesie so sehr beim Wort nahm, musste die Kritik an der Poesie zur Kritik des eigenen leidenschaftlichen Lebens wer[S. 100]den. Schiller hat ähnlich wie Goethe die Enge so mancher Lebenszüge Bürgers und die Beschränktheiten seiner Poesie nicht ganz falsch gesehen. Dennoch hat Schillers Verdikt eine Richtung für die deutsche Literatur vorgeben, die bis heute nachwirkt und Bürger an den Rand drängte. Das Populäre hat keinen Ort in der deutschen Hochliteratur erhalten. Kein Zufall, dass die deutsche Literatur keine metaphysischen Romane wie Melvilles *Moby Dick* kennt, die zugleich als Jugendbuch wie als Filmvorlagen taugen, keine *Schatzinsel* wie von Stevenson hat, die auch als Comic „populär“ sein können, ohne zugleich nicht auch die großen Menschheitsthemen aufzuwerfen.

Bürger hat diese Kritik vernichtet und um das verbliebene Gegenglück der Dichtung gebracht, wenn schon die Liebe nicht glücken wollte. Von dieser Kritik hat er sich nicht mehr erholt. Auch das lag in der Konsequenz eines Selbstverständnisses von Poesie, die glaubte, dass sie das Leben bei ihren Ausfahrten jederzeit mitnehmen und sich durch sie aus allem „Morast“ ziehen könne. In Wirklichkeit hat Bürger nicht nur einmal die Poesie mit dem Leben verwechselt. Am 12. Juni 1794 vertraut Bürgers Göttinger Nachbar Lichtenberg seinem Tagebuch an:

> So eben ¾ auf VII. wird Bürger auf den Kirchhof gefahren. Ich schreibe dieses noch unter Tränen, die mir der Tod dieses armen, guten aber leichtsinnigen Mannes ausgepreßt hat. Das Schwanken des Sarges, als der Wagen in den Kirchhof hinein rollte, war mir unwiderstehlich, ich weinte laut, und danke Gott für dieses Gefühl. Ruhe sanft armer, guter Mann!! (Lichtenberg: „Staatskalender“, Nr. 653)

Vor mehr als 200 Jahren hat hier in Göttingen der Dichter Gottfried August Bürger das zu leben wie zu dichten versucht und war dabei unglücklich auf seine Art.

Literatur

Charles Batteux: *Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz,* aus dem Französischen übers. u. mit Abhandlungen begleitet von Johann Adolf Schlegel, Leipzig[3] 1770.

Nicolaus Boileau-Despréaux: *Œvres complètes,* hg. von Françoise Escal, Paris 1966 [1701].

Johann Jacob Breitinger: *Critische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse. Mit Beyspielen aus den Schriften der berühmtesten alten und neuen Scribenten erläutert,* Zürich 1740. [S. 101]

Gottfried August Bürger: *Sämtliche Werke.* Hg. von Günter und Hiltrud Häntzschel, München und Wien 1987.

Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit, hg. von Adolf Strodtmann, 4 Bde., Berlin 1874 (Nachdruck Bern 1970).

Goethes Werke, hg. im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen, IV. Abteilung: Goethes Briefe, Bd. 1-50, Weimar 1887-1912.

Johann Melchior Goeze: *Freywillige Beyträge zu den Hamburgischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit,* 23. 2.1776.

Georg Christoph Lichtenberg: „Staatskalender“, In: Georg Christoph Lichtenberg, *Schriften und Briefe,* hg. von Wolfgang Promies, Bd. 2, S. 695-859.

Georg Friedrich Meier: *Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst,* Halle 1747-1748.

Georg Friedrich Meier: *Anfangsgründe aller schönen Wissnschaften.* Erster Theil, andere Auflage, Halle 1754.

Alexander Pope: *An Essay on man,* London 1732/33.

Friedrich Schiller: „Über Bürgers Gedichte“, in: Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke,* hg. von Gerhard Fricke und Herbert G. Göpfert, Bd. 5, München 1980, S. 970-991.

Günter Häntzschel: *Gottfried August Bürger,* München 1988.

August Sauer: „Aus dem Briefwechsel zwischen Bürger und Goeckingh“, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturgeschichte* 3 (1890), S. 62-113 und 416-476.

Helmut Scherer: *Gottfried August Bürger. Der Dichter des Münchhausen. Eine Biographie,* Berlin 1995.